

Redaktion, Administration, Druckerel:
L. Schuberting, Fichtegasse Nr. 9-11.

Neue

Preis in Wien: 32 Groschen.

Freie Presse.

Morgenblatt.

Inseraten-Annahme laut aufliegendem
Tarif in unseren Bureaux:
I. Schulerstrasse 1-3. Tel. R-21-3-80,
II. Fichtegasse 9-11. Tel. U-17-4-41.
„Kleiner Anzeiger“ und Chiffrebriefe-Abt.
I. Schulerstrasse 1-3. Tel. R-21-3-80,
und bei allen Inseraten-Bureaux des
In- und Auslandes
Für die an Agenten austräger oder
Verschleisser bezahlten Beträge leisten
wir keine Garantie

Telephon-Nummern:
Redaktion U-18-5-95.
Administration U-17-0-36.
Inseratenabteilung U-17-4-41.
Geschäftsstelle für die Czechoslowakische
Republik:
Prag, XII., Orlicka 4. Tel. Nr. 542-41.
Administration für die Slowakei:
M. Weiss, Bratislava, Fischertorgasse 1.
Strassenverkauf durch die Kolporteurs
der Firma Goldschmidt, L. Wollzeile 11.
Bezugsbedingungen im Innern des Blattes.

Nr. 23325

Wien, Donnerstag, den 22. August

1929.

Im redaktionellen Teil (Kleine Chronik, Sozialbericht, Theater-
nachrichten, Economist) enthaltene entgeltliche Mitteilungen sind
durch ein vorgedrucktes © kenntlich gemacht.

Endgültige Entlassung Bucharins aus der Komintern.

Telegramm unseres Korrespondenten.

Moskau, 21. August.

Das Zentralkomitee der Komintern be-
stätigt heute den Beschluß des Zentralkomitees der
kommunistischen Partei, Bucharin von jeder Tätig-
keit in der Komintern und der Mitglied-
schaft im Exekutivkomitee der Komintern zu
entlassen. Eine Entlassung über die Entlassung
Bucharins brandmarkt ihn als den Führer des
rechten Flügels der Opposition, die für eine
liberale Haltung dem Kapitalismus gegenüber eintritt,
welche unvereinbar ist mit dem Streben und dem Fort-
schreiten der Komintern zur Weltrevolution.

Englische Vorbereitungen für die Räumung.

Telegramm unseres Korrespondenten.

Frankfurt am Main, 21. August.

Der Oberbefehlshaber der englischen Be-
satzungstruppen in Wiesbaden hat den tele-
graphischen Befehl vom Kriegsministerium in London er-
halten, alle Vorbereitungen zu treffen, um die
Rückkehr der britischen Truppen für Anfang Septem-
ber zu ermöglichen. Zu diesem Zeitpunkt soll die
Räumung der von den Engländern besetzten Zone be-
ginnen und in beschleunigtem Tempo durchgeführt werden.
Es ist dem englischen Oberbefehlshaber zur Pflicht gemacht
worden, die nötigen Maßnahmen sofort zu treffen, was um
so leichter durchführbar ist, als die Engländer, wie Ihr
Korrespondent erzählt, schon seit Wochen auf das Eintreffen
des Befehls vorbereitet waren, und seit einer geraumen Zeit
sich bereits auf die nahe bevorstehende Räumung eingestellt
hatten.

Neue Mordhen in Jerusalem.

Schwerer Zusammenstoß mit der Polizei
beim Leichenbegängnis eines getöteten
Juden.

Telegramm unseres Korrespondenten.

Jerusalem, 21. August.

Nach einem Polizeibericht betrug die Gesamtzahl der
Opfer der letzten Zusammenstöße in Jerusalem bis zum
heutigen Tage zwölf jüdische und sechzehn
arabische Verwundete. Der siebzehnjährige kur-
dische Jude Abraham Mistrachi, der bei den Tumulten
im Buchara-Viertel durch einen Lungenstich schwer ver-
wundet worden war, erlag seinen Verletzungen.
Bei seinem Begräbnis ereignete sich heute ein neuer schwerer
Zusammenstoß. Um weitere Erregung zu vermeiden, plante
die Regierung, die Beerdigung heimlich zwischen 5 und
6 Uhr morgens vornehmen zu lassen. Als aber gestern um
11 Uhr nachts Mistrachis Tod und die Absicht der Re-
gierung bekannt wurde, setzte die Jüdischkeit die Ansetzung
des Leichenbegängnisses auf den heutigen Vormittag durch.
Der Zug bewegte sich durch die Jaffastrasse, in
der alle jüdischen Läden geschlossen waren. Ein starkes
Polizeidatament suchte ihn an einem bestimmten Punkt
durch eine Nebenstrasse nach dem Damaskus-Tor ab-
zulenken. Da die Teilnehmer an dem Zuge dennoch den
Marsch durch die Jaffastrasse fortsetzen wollten, schritt die
Polizei mit Gummiknüppeln ein und sprengte
den Leichenzug auseinander. Es gab zahlreiche
Verletzte; in das Rothschild-Spital allein wurden
dreizehnwanzig Verwundete eingeliefert. Der Rest
der Teilnehmer an dem Zuge sammelte sich dann wieder und
begab sich unter starker Polizeideckung am Damaskus-Tor
vorbei nach dem Friedhof. Der Vorfall hat unter der
Jüdischkeit Jerusalems größte Empörung hervorgerufen.
Die Situation ist aufs äußerste gespannt.

Die 2. Fortsetzung von „Fünfzehn Hasen!“,
Roman von Felix Salten, befindet sich auf
Seite 10.

Die Dauerkrise der Haager Konferenz.

Deutschland und der englisch-französische Gegensatz.

Wien, 22. August.

Die große Konferenz ist jetzt zweieinhalb Wochen alt.
Am ersten Sonntag des August traten die Minister und die
anderen Delegierten aus den Hauptstädten unseres Kon-
tinentes die Reise nach dem Haag an, und so kurz die Zeit ist,
die seither verstrich, die Enttäuschungen und die unerwarteten
Ergebnisse dieses halben Monats haben beinahe schon ver-
gessen lassen, mit welchen Erwartungen, mit welchen Hoff-
nungen gerade diese Zusammenkunft begrüßt worden war.
Liquidierung des Krieges, Entpolitisierung der Reparations-
zahlungen, Wegräumung der letzten Hindernisse für den
Aufbau eines internationalen Friedens von fester Dauer...
konnten die Wünsche weiter gehen, konnte die Zwerflicht
größer sein? Briand nicht nur Außenminister, sondern auch
Boincarés Nachfolger, eine Labourregierung in England, das
Kabinett der, wenn auch noch nicht ganz offiziellen großen
Koalition in Deutschland... konnten die Baummeister
bessere sein für das Werk, das zu schaffen war? Der Auf-
takt war freilich nicht ganz glücklich gewesen, denn wochenlang
ging ein Streit zwischen England und Frankreich wegen
des Ortes, an dem die Konferenz zusammentreten sollte, und
dieser Disput wurde vielleicht schon deshalb so hartnäckig
geführt, weil man in Paris wegen der Haltung der neuen
britischen Regierung in den interalliierten Finanzfragen
mißtrauisch war. Immerhin, wer wollte sich seinen Optimis-
mus durch diese Mißbilligkeiten trüben lassen, als der feier-
liche Einzug im Haag mit allen Zeichen eines großen Ere-
ignisses der Weltpolitik vor sich ging, als die schönen Reden
der Minister am Eröffnungstag in alle Erdteile hinaus-
gemeldet wurden? Aber dann kam der erste Konflikt gleich
nach am ersten Tag. Heftige Worte, sogar ein persönlicher
Krach zwischen zweien der leitenden Minister, ein Bild, in
seinen grellen Farben unerwartet, trotz mancher Anzeichen
in den vorausgegangenen Wochen. England und Frankreich
standen mit einem Mal in heftigem Gegensatz, in einem
Gegensatz, der das Leben der Konferenz gefährdete, dessen
Tragweite aber weit hinausgeht über das Schicksal dieser
einen internationalen Tagung.

Wie stehen heute die Dinge? Zweieinhalb Wochen sind
vergangen, seit die erste Krise uns überraschte. Am Ende der
ersten Woche war noch immer der Streit zwischen den früheren

Verbündeten fast allein im Vordergrund des Interesses, und
der Ton der Vorwürfe des britischen Schatzkanzlers und die
Leidenschaftlichkeit der Erwiderungen der französischen
Öffentlichkeit hatten sich so erhöht, daß der Abbruch unver-
meidlich schien. Eine persönliche Aussprache, veröhnliche
Worte zwischen Snowden und Cheron ermöglichten den
Fortgang der sachlichen Verhandlungen, aber eine Woche
später hielt man im Grund, wo man gewesen war, bei den
gleichen sachlichen Meinungsverschiedenheiten, bei der hart-
näckigen Weigerung der Engländer, sich mit der Art der
Aufteilung der deutschen Zahlungen nach dem Young-Plan
zufrieden zu geben und von der Forderung der Rückkehr zum
alten Verteilungsschlüssel des Vertrages von Spa auch nur
etwas abzugeben. Englands Partner arbeiteten ein Memo-
randum aus, aber Snowden antwortete ihnen in seiner
mehr freimütigen als diplomatischen Replik: Das ist
lächerlich und unannehmbar! Auch die Vereiztheit der fran-
zösischen öffentlichen Meinung ist nach der kurzen Aus-
pause der Beruhigung wieder in vollem Maße fühlbar. Kam
man schärfere Worte gebrauchen gegen den Minister eines
befreundeten Staates — und Henderson hatte doch ausdrück-
lich gesagt: Die Entente cordiale bleibt bestehen — kann
man schärfere Worte gebrauchen als die des „Temps“ von
der Verbissenheit Snowdens, die sich mit einer Anmaßung
paare, die ganz den Charakter einer unverschämten
Herausforderung trägt? Die förmliche Note, mit welcher der
britische Schatzkanzler die seiner Ansicht nach völlig un-
genügenden Vorschläge Frankreichs, Italiens, Belgiens und
Japans beantwortete, wurde übrigens von englischer Seite
selbst als eine Art Ultimatum bezeichnet. Aber nach
einem zweiten so hitzigen Wochenende fand man wieder einen
Rückzug, diesmal durch die Berufung von Experten, die ver-
suchen sollten, was den Hauptdelegierten nicht gelingen
will. Auch auf dem anderen Geleise, auf dem eigentlich
politischen, ist die Konferenz bisher nicht vom Fleck ge-
kommen, und die Verhandlungen über die Räumungsfrage
bringen, von der erfreulichen Ankündigung der Juridi-
zierung der englischen und belgischen Okkupationstruppen
abgesehen, nichts als eine Serie von Vertagungen von
Samstag auf Montag, von Montag auf Mittwoch und nun
auf den morgigen Freitag.

Begreiflich, daß die deutschen Vertreter allmählich un-
geduldig werden. An sich mag es ja richtig sein, daß das

Feuilleton.

Die Fürstin.

Von Hermann Behr.

(Siehe Nr. 23324 der „Neuen Freien Presse“ vom 21. August 1929.)

Die Fürstin hatte sich kaum noch in der Solitude halb-
wegs eingewöhnt, als sie plötzlich über heftige Neuralgien zu
klagen begann. Der Stadtarzt wurde sogleich geholt, fand
aber wenig Gnade vor ihr, er nahm ihren Zustand nicht ernst
genug und schob alles auf den Luftwechsel, an den sie sich
aber in ein paar Tagen gewöhnen würde. Sie ließ einen
zweiten, gleich darauf einen dritten Arzt rufen und am
dritten Tage nach Wien um ihren alten Hausarzt tele-
graphieren, ihn dringend beschwörend, jedenfalls sofort zu
kommen und für alle Fälle gleich auch noch einen Spezialisten
von der Fakultät mitzubringen. Am nächsten Tage schon fand
ein Konsilium statt, das nach gründlicher Untersuchung und
langwieriger Beratung aber einstimmig befand, die hohe
Patientin sei kerngesund, und die Beschwerden, über die sie
klagt, würden wie weggeblasen sein, wenn sie, statt immer
daheim zu hocken, ja selbst an ihren Empfangstagen im Bett
zu bleiben, sich entschließen könnte, täglich ein paar Stunden
tüchtig zu marschieren. Was ihr fehle, sei bloß die richtige
Portion Bewegung. Der Obermedizinalrat versicherte sie, ihr
dafür bürgen zu können, wenn sie sich entschliesse, zunächst
vielleicht bloß eine Stunde täglich, die dann aber bald

immer länger ausgedehnt werden sollte, in der ja so wunder-
schönen, nur leider von der unerlaubt bescheidenen Bevölke-
rung verkannten Umgebung Adenshams zu promenieren, so
werde sie sich schon nach ein paar Tagen leichter und nach
wenigen Wochen von allen Beklemmungen befreit fühlen.
„Euer Durchlaucht“, so faßte der Obermedizinalrat das Er-
gebnis der Beratung zusammen, „Euer Durchlaucht erlauben
sich ja noch einer blühenden Jugend...“
„Papierlapap“, fiel die Fürstin ungnädig ein, „die
jüngste meiner Urenkelinnen hat sich eben verlobt — da
werden Sie mir nie von meinem Blühen erzählen!“
„Es ist nicht“, versicherte der Obermedizinalrat, „die
Zahl der Jahre, wodurch unser Alter bestimmt wird, es ist
der Geist, der sich den Körper baut!“
„Wischiwajshi!“ sagte die Fürstin, „reden S' nicht so
geschwollen, sondern verschreiben S' mir was!“
„Was wir Ihnen verschreiben können, ist — ich kann
es nur nochmals mit Nachdruck wiederholen! — ist Be-
wegung in unserer unvergleichlichen, ozongehaltvollen Luft,
die, dafür können wir guten Gewissens einstehen, auch hier
ihre bewährte Heilkraft erproben wird. Aber freilich, das
kann ich nicht oft genug betonen: mit zu kleinen Dosen
dieser Medizin dürfen sich Durchlaucht nicht begnügen! Die
Pappelallee zweimal des Tages gemächlich abzuschreiten, so
schön das ist, genügt noch nicht. Drei Stunden ausgiebiger
Bewegung sind für Ihren Zustand das Minimum, ich kann
leider davon nichts abhandeln lassen. Drei Stunden, am
besten auf einen Zug, doch wenn Durchlaucht diese Zumutung
etwa gar zu sehr schreckt, vielleicht in zwei Rationen: eine
vor oder — Sie sehen, ich lasse mit mir handeln! — gleich



Schulmappen in verschiedenen Ausführungen S 24.—, S 19.— und S 16.—
am Rücken zu tragen S 23.— und S 21.—
Unsere Kinder-Konfektion bringt für den Schulbeginn Schürzen aus Cloth und Luster, das billige Strapazkleidchen, das schöne Gelegenheits-
kleidchen sowie Mäntel in allen Grössen und Preislagen.
Patentstrümpfe für Kinder, schwarz, braun, drap und grau, in allen Grössen,
Größe I aufwärts S —80
Patentstrümpfe, meliert, in allen Grössen, Größe I aufwärts S 1.20
Die Herzmansky-Passage ist an Sonn- und Feiertagen von 10 Uhr vorm. bis 8 Uhr abends geöffnet.
Wien, U. Mariahilferstr. 26-28

Der Ministerrat und die Ereignisse von St. Lorenzen.

Die Vorkehrungen für die Zukunft.

Von unterrichteter Seite.

Wien, 22. August.

Der heutige Ministerrat, der erste, der nach den Regierungsjahren zusammentritt, wird sich vor allem mit der durch die jüngsten Vorfälle in St. Lorenzen und Neuland geschaffenen innerpolitischen Lage beschäftigen. Die Beratung des Staatshaushaltes wird noch nicht auf der Tagesordnung erscheinen, da die blutigen Vorfälle der letzten Zeit und deren künftige Verhütung vorläufig die ganze Aufmerksamkeit der Regierung in Anspruch nehmen.

Was die Ereignisse selbst betrifft, so dürfte die Regierung zu den Vorgängen und deren Folgen keine Stellung mehr nehmen. Hier haben die gerichtlichen Instanzen das Wort. Bei dem Totschlag auf der Triester Reichsstraße handelt es sich um einen rein kriminellen Fall, wenn auch aus politischen Motiven. Es ist Sache der gerichtlichen Untersuchung, hier Schuld und Strafe festzustellen. Auch bezüglich der Vorfälle in St. Lorenzen werden die Gerichte zu prüfen haben, ob hier eine Verletzung der gesetzlichen Bestimmungen vorliegt und ob in diesem Falle der Staatsanwalt eine Anklage zu erheben hat.

Eine andere Frage allerdings ist es, ob die Verwaltungsbehörden alle notwendigen Vorkehrungen getroffen haben, um die tiefbedauerlichen Vorfälle der letzten Woche zu vermeiden. Tatsächlich scheinen die Maßnahmen der zuständigen Behörden im Falle St. Lorenzen nicht ausreichend gewesen zu sein, wenn man bedenkt, daß schon am Abend zuvor es ein offenes Geheimnis war, daß der Heimatschutz infolge der Schreibweise des „Arbeiterwillens“ seine ursprüngliche Absicht, nicht nach St. Lorenzen zu gehen, wieder geändert hat. Sollte sich eine Schuld der zuständigen Stellen ergeben, so werden selbstverständlich die verantwortlichen Personen zur Rechenschaft gezogen werden müssen.

Unbedingtes Verbot von Gegenversammlungen.

Das wichtigste Problem, das zur Diskussion steht, ist aber die Verhütung derartiger Vorkommnisse, die in gleicher Weise für den Ruf Österreichs wie für dessen Wirtschaft von unheilvoller Wirkung sind, für die Zukunft. Deshalb dürfte sich der heutige Ministerrat auch vornehmlich mit der Aussprache und Beschlussfassung über diesen Punkt beschäftigen. Es besteht die Absicht, hier vor allem nach zwei Richtungen hin mit aller Schärfe vorzugehen, ohne die demokratischen Grundsätze der Versammlungsfreiheit in irgendeiner Weise einzuschränken. Einmal soll unbedingt mit dem verhängnisvollen Mißbrauch der sogenannten Gegenversammlungen gebrochen werden. Wenn eine Versammlung irgendwo angesetzt ist, so wird eine zweite Versammlung des politischen Gegners am gleichen Orte und zu gleicher Zeit unbedingt verboten und die zuerst angekündigte Versammlung mit allen Mitteln, die der Staatsgewalt zu Gebote stehen, nach den betreffenden gesetzlichen Bestimmungen zum Schutze der Wahl- und Versammlungsfreiheit unnachlässig geschützt werden.

Strengste Handhabung des Waffenverbotes.

In engster Verbindung damit wird in erhöhtem Maße darauf gesehen werden, daß die Teilnehmer an einer Versammlung gleichfalls nach den diesbezüglichen gesetzlichen Bestimmungen nicht mit Waffen versehen sind.

Man wird sich mit Rücksicht auf das Vorgefallene nicht mehr mit Stichproben oder mit allgemeinen Versicherungen der Führer begnügen, sondern die Durchsuchung auf Waffen mit aller Schärfe und Gründlichkeit vornehmen.

Ausbau der Sicherheitskräfte.

Um diese Maßnahmen mit dem nötigen Nachdruck und dem wünschenswerten Erfolg durchzuführen, bedarf es aber vor allem eines Ausbaues der Sicherheitsvorkehrungen. Finanzielle Rücksichten müssen hier um so eher zurücktreten, als die bisherige Art der Aufbietung verfügbarer Kräfte von Fall zu Fall gleichfalls mit erheblichen Kosten verbunden war und ein einmaliger Ausbau sich, ganz abgesehen von dem moralischen Erfolg, schon dadurch rentieren dürfte. In erster Linie wird es sich um eine Vermehrung und verbesserte Ausrüstung der Gendarmerie handeln. Und zwar ebenso in bezug auf Modernisierung der Bewaffnung wie in bezug auf erhöhte Beweglichkeit durch Beschaffung von Verkehrs- und Verständigungsmitteln, Autos und Motorrädern.

Weitere Verbundlichung der Polizei.

Es hat sich aber auch gezeigt, daß die Gendarmerie allein nach der ganzen Art ihrer Ausbildung und Verwendung den Aufgaben, die bei solchen Vorfällen an sie gestellt werden, bei aller Aufopferung nicht in vollem Umfang gewachsen sein konnte. Schon die Zusammenziehung einer ansehnlichen Truppe aus großen Gebieten stößt immer wieder auf taktische Schwierigkeiten, hat die Entblößung anderer Landesteile zur Folge und verursacht erhebliche finanzielle Lasten. Die Erfahrungen der letzten Zeit haben gezeigt, daß auch bei derartigen Vorkommnissen nur eine geschulte Polizeitruppe in Betracht kommt, die leicht in größeren Formationen auf den bedrohten Platz geworfen werden kann. Man wird daher in stärkerem Maße an die Verbundlichung der Polizei in einer Reihe von Städten, auch über Villach und St. Kollten hinaus, wo sie bereits geplant ist, gehen müssen; so in Leoben, Steyr und anderen Orten. Bisher ist diese Aktion an finanziellen Schwierigkeiten gescheitert, es wird Sache der Regierung sein, die betreffenden Mittel bereitzustellen und die Zustimmung der verfassungsmäßig in Betracht kommenden Faktoren herbeizuführen. Eine solche gutgeschulte und gut ausgerüstete Polizeitruppe, die über die Ertrungenschaften der Technik, wie Sender, Telephonleitungen, Motorfahrzeuge verfügt, wird schon durch ihr rechtzeitiges Erscheinen und ihren Aufmarsch die Erregung und Kampfstimmung herabmindern, ohne daß überhaupt ein Waffengebrauch nötig sein wird.

Politische Verantwortungslosigkeit.

Wenn alle Maßnahmen getroffen und in entsprechender Weise durchgeführt werden, dann wird man der Zukunft ruhig entgegengehen können. Die Lage ist gewiß ernst, bietet aber keineswegs zu weitergehenden Besorgnissen Anlaß. Tief bedauerlich ist, daß die Führer auf beiden Seiten ihre Worte nicht auf die politische Wirkung prüfen und in Versammlungen und Kundgebungen immer wieder von Selbsthilfe und Selbstschutz und weitläufigen Plänen sprechen. So kommt es, daß die Massen ihre eigenen Kräfte überschätzen und an Aktionen glauben, die, wie die Dinge liegen, bei ruhiger Ueberlegung gar nicht durchführbar sind. Insbesondere ist es bedauerlich, daß die Heimatschutzbewegung, die doch ursprünglich als

Rückhalt der bürgerlichen Gruppen gegenüber dem sozialdemokratischen Terror gedacht war, den Zusammenhang mit den bürgerlichen Parteien mehr und mehr verliert. Wenn sie auf dem abseitigen Wege, der sie in die gefährliche Nähe reaktionärer Machenschaften bringt, eine Schlappe erleiden würde, so wäre dies gerade im Interesse des guten Gebankens, der ihr ursprünglich zugrundelag und ihr viele Sympathien verschafft hat, zu beklagen.

Mehr Kontakt mit den Zentralbehörden.

Keinesfalls kann die Regierung es dulden, daß auf dieser Bahn weiter fortgeschritten wird. Die blutigen Geschehnisse haben gezeigt, wohin die beiderseitigen Rüstungen führen. Das Echo, das sie im Ausland gefunden haben, ist geradezu verhängnisvoll. Dazu mag auch das Versagen der amtlichen Berichterstattung über die blutigen Ereignisse, für die aber nicht die Zentralstellen, sondern die Landesbehörden verantwortlich sind, beigetragen haben. So kam es, da der offizielle Bericht aus Graz erst in den späten Mittagsstunden des nächsten Tages vorlag, zu den Gerüchten und Meldungen über viele Tote, über Maschinengewehre und Schlachtzonen. Ueberhaupt wird man in den Ländern in dieser und jeder Beziehung mehr Kontakt mit den Zentralbehörden halten müssen, da nur so ein einheitliches Vorgehen gewährleistet wird. Jedenfalls ist zu hoffen, daß die Vorfälle der letzten Wochen vereinzelte Episoden bleiben, die das politische und wirtschaftliche Schicksal Österreichs nicht beeinflussen.

Ein englisches Urteil über die Lage in Österreich.

Telegramm unseres Korrespondenten.

London, 21. August.

Ein Wiener Bericht der „Daily News“ bezeichnet die Lage als äußerst ernst. Die Zusammenstöße zwischen Heimwehr und Schutzbund seien wegen dieser Macht beider Bünde besonders ernst, und es sei nicht nebensächlich, daß der frühere Kanzler Seipel seinen Segen gegeben habe. Nach Ansicht vieler soll er sogar einen Heimwehrputsch im August planen.

Das Begräbnis des Opfers von St. Lorenzen.

Telegramm unseres Korrespondenten.

Bruck an der Mur, 21. August.

Heute um halb 6 Uhr nachmittags wurde das Todesopfer der Zusammenstöße in St. Lorenzen, der Schutzbündler Karl Hauer vom Hauptplatz aus nach dem Friedhofe zu Grabe geleitet. An der Beerdigung beteiligten sich rund 1250 uniformierte Schutzbündler. Grabreden hielten Landesrat Oberzaucher, ferner der beim Zusammenstoß in St. Lorenzen verwundete sozialdemokratische Landesrat Regner und der Abgeordnete Wallisch. Es kam zu keinerlei Zwischenfällen. Die Ruhe und Ordnung hielt verstärkte Gendarmerie aufrecht.

Keine Zugehörigkeit Seidls zum Schutzbund.

Die Zentralkommission des Republikanischen Schutzbundes versendet eine ausdrückliche Erklärung, daß der Dekar Seidl, der die tödlichen Messerstiche gegen Janisch führte, niemals Mitglied des Republikanischen Schutzbundes gewesen ist. Er hat wohl vor fünf bis sechs Wochen um die Aufnahme in die Schutzbundgruppe Wiesenbörs angefragt, ist aber von der dortigen Gruppenleitung sofort energisch abgewiesen worden, weil er ihr als Stänkerer und Kaufbold bekannt war.

Attentat auf einen ehemaligen faschistischen Milizkommandanten.

Telegramm unseres Korrespondenten.

Mailand, 21. August.

Im Kostatal ist ein früherer Kommandant der faschistischen Miliz, Dante Buganza, während eines Abendspazierganges mit seiner Tochter von zwei Unbekannten überfallen und durch Dolchstiche schwer verletzt worden. Die Täter konnten entkommen.

„Traurig genug,“ erwiderte der Dichter, daß für Euer Durchlaucht Gerechtigkeit nichts als ein Steckenpferd ist! Hüten Sie sich vor dem Augenblick, wo sich das Volk doch endlich einmal auf seine Rechte besinnen wird!“

„Es tut ja schon längst nichts anderes!“, sagte die Fürstin, die Spaß an dem Pathos fand, „es kommt doch vor lauter Besinnung auf seine Rechte, vor lauter Angst, ja nur nicht doch am Ende noch irgendeines vergessen zu haben, nicht mehr zur Ruhe! Seine Majestät der Pöbel will, daß man ihr täglich wieder ein neues Recht serviert. Ja, woher denn aber nehmen und nicht stehen? Wo, so stiehlt man's eben! Ich hab' nichts dagegen. Das Rad Fortunas dreht sich, jetzt sind wir unten, aber ich hoff's noch zu erleben, daß wir auf einmal wieder oben sein werden; ich kann warten. Nur das eine müßt' ich mir doch höflichst ausbitten, mein lieber Herr Grün, daß das gerecht sein soll — ich laß mir den hohen Begriff des Rechtes nicht vermannen! Und wer fortwährend an allen Straßenecken nach Gerechtigkeit schreit, wird mir von vornherein verdächtig, das muß ich Ihnen schon offen gestehen! Ist sie denn armeneliger Menschenhand überhaupt jemals erreichbar? Wer kann an sie denken, ohne zu schaudern, wer will sich unterfangen, vor ihr bestehen, wer sich auch nur anmaßen, entscheiden zu können, was gerecht und was ungerecht ist? Gerechtigkeit wird schon immer ein Prärogativ des lieben Gottes bleiben! Uns gefallenen Menschen aber wäre der bloße Gedanke daran, ja der bloße Name Gerechtigkeit unerträglich, fänden wir nicht Trost im Vertrauen auf die nie versiegende Gnade. Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und dies alles wird euch hinzugegeben werden!“, in dieser Verheißung allein finden wir unseren Trost. Aber wir haben's eilig, wir wollen uns nicht erst lange bemühen, das Reich Gottes zu suchen, wir wollen nicht so lange warten, wir meinen, uns mit einer irdischen Gerechtigkeit, nach unserem eigenen Gutdünken, behelfen zu können. Daraus ist die Justiz entstanden, bei der jedermann anfragen kann, wieviel Unrecht er sich noch ungestraft erlauben darf und wo das Verbot beginnt. Wenn ich zuweilen Juristen zühöre — wir haben ja ein ganzes Schloß davon in der Familie! — da kommt mir immer wieder der Verdacht, ob nicht, was wir Recht nennen, zunächst eigentlich

mit Gerechtigkeit überhaupt nicht das geringste gemein hat, sondern ursprünglich einfach aus dem allen Menschen eingebornen Bedürfnis nach Rache, nach Vergeltung entstanden ist. Wer mir was antut, dem will ich auch was antun; das ist ein ganz primäres menschliches Verlangen, und damit Ordnung wird, bleibt, wenn allmählich Besitzung beginnt, das Maß der Vergeltung nicht mehr der Willkür, der persönlichen Entscheidung des einzelnen überlassen, sondern die Rache wird jetzt geregelt, das Gesetz bestimmt fortan, mit welcher Dosis von Vergeltung der Bekränkte sich zu begnügen hat. Damit wird also gewissermaßen ein Recht auf Rache statuiert, aber zugleich die Grenze der Rache gesetzlich bestimmt. Jedermann hat nun fortan bloß den betreffenden Paragraph nachzulesen, um in Erfahrung zu bringen, welche Rache für seine Tat verordnet ist, wie hoch ihm seine Tat zu stehen kommt und ob ihm der Preis dafür nicht doch eigentlich zu hoch kommt. Das ist das Verfahren der irdischen Gerechtigkeit: sie kann oft genug irren, es fehlt an triftigen Einwendungen gegen sie nicht, aber wir haben bisher nun einmal noch keine bessere gefunden, und sie hat immerhin den Vorzug, glatt zu funktionieren. Ihre Forderungen aber, mein lieber Herr Grün, muten den Menschen Tugenden zu, die sich vielleicht in Volksversammlungen ganz gut anhören, aber einfach unmenschlich sind, Ihre Forderungen sind, grad herausgefragt, Bauernfang der gemeinsten Art, fast noch ärger als Ihr unausstehliches „Nie wieder Krieg!“, mit dem Sie die Dummen im Lande betraufeln. Ich kann mir nicht denken, daß Sie selber daran glauben. Was ist denn das ganze Leben der Menschheit, als ein ewiger Krieg? Und Gott sei Dank!, denn im Krieg allein kann jedermann doch erst bewähren, was er eigentlich wert ist! Und wenn jemals die pazifistischen Hascherln zur Macht kämen, Gott mag uns davor behüten, denn das wäre der Weltuntergang! Mein etwas aus der Art geschlagener Enkel Pepi, der es darum auch zu nichts gebracht hat: er ist heute noch mit seinen neunundfünfzig Jahren Privatdozent in Innsbruck, der hat auch, unter dem Einfluß des edlen, aber weltunkundigen Lammachs, eine Zeit mit dem Ideal vom „ewigen Frieden“ kokettiert, die Studenten sind ihm die verdiente Katzenmusik nicht schuldig geblieben. Er deklamiert mir auch bei jeder

Gelegenheit vor: Sollen die Staaten denn in Ewigkeit „Unrecht wie Wasser trinken?“, und will mir damit imponieren, weil das nämlich, behauptet er, ein Zitat aus Kant ist, aber das imponiert mir schon gar nicht, seit ich weiß, daß diesen Kant überhaupt nur vier oder fünf Ganzg'scheite verstanden haben wollen, und diese vier oder fünf raufen aber heute noch untereinander und jeder von ihnen meint, daß nur er allein ihn versteht! Bis aber entschieden sein wird, wer von ihnen recht behält, kann ich nicht warten, ich bin keine Tochter Methusalams! Der Lammachs, den ich ja persönlich kannte, war ein Mann von einer inneren Vornehmheit, von einem Herzensadel, ich mag das gespreizte Wort eigentlich nicht, doch auf ihn traf's einmal wirklich zu! Und was hat er denn aber schließlich ausgerichtet mit seinem Edelmut? Ausrichten kann immer nur das Schwert was, auf Klauen hört die Welt nicht: nur wen sie fürchten lernt, dem gehorcht sie. Das ist von jeher immer so gewesen und wird immer so bleiben — auch Pazifisten aber sollt' man an die nächste Laterne hängen, alle miteinander!, denn euch allein verdanken wir ja die ganze Bescherung!“

Der Pazifist hatte höflich zugehört, sein drängendes Verlangen, die Torheiten der Fürstin der Reihe nach zu widerlegen, bezähmend, aber als er jetzt endlich meinte, zur Replik einzusetzen zu können, sagte die Fürstin: „No, jetzt hören S' schon aber endlich mit dem dalkerten Geschwätz auf, Politik ist mir ein Greuel, und gar in dieser wunderschönen Landschaft! Haben S' denn gar keinen Sinn für Natur? Das nächste Mal bit' ich mir aus: kein Wort über die leidige Politik mehr! Sie verbummt die Menschen bloß und ist eigentlich allein an der ganzen Verwirrung schuld!“ Und noch auf der Schwelle zur Solitude sagte sie lächelnd, den Dichter verabschiedend: „Dank schön für die Begleitung, und wenn's Ihnen recht ist: morgen wieder um dieselbe Zeit, aber unpolitisch!, das bit' ich mir aus!, und morgen müssen Sie dann aber schon gefälligst auch einmal mich zu Worte kommen lassen, denn immer nur geduldig neben Ihnen herzuappeln und schön brav Ihre Belehrungen anzuhören, dazu bin ich leider doch eigentlich nicht mehr jung genug. Auf morgen also, um dieselbe Stunde, Sie sind wieder so freundlich, mich abzuholen!“

Reich nicht daran interessiert ist, wie sich seine Gläubiger in die Reparationsbeute teilen, aber solange Briand erklärt: Keine Räumung ohne Erledigung des Young-Planes, solange Snowden bei dem Standpunkt bleibt: Keine Zustimmung zum Young-Plan ohne Revision des Verteilungsschlüssels, ist trotz alledem der letzte und eigentliche Leidtragende doch wieder Deutschland. Aus diesen Tatsachen heraus hat Stresemann das Ersuchen an den belgischen Ministerpräsidenten gerichtet, die Delegierten der Mächte, welche ursprünglich die Einladungen für die Zusammenkunft ausgeschiedt hatten, zu einer Besprechung über das Schicksal der Konferenz zu bitten. Der erste September ist schon nahe, und an diesem Tage sollte der Zahlungsmodus des Young-Planes in Kraft treten und an die Stelle des bisherigen Systems, des Dawes-Planes, gesetzt werden. Was wird also, fragen die Deutschen, geschehen, wenn in den noch verbleibenden zehn Tagen des August keine Regelung gefunden ist? Diese Anfrage ist zugleich eine Mahnung, und vielleicht ist sie nicht fruchtlos geblieben. In später Nachtstunde erfährt man, daß die Aussprachen zwischen den leitenden Ministern zuletzt auf heute vertagt wurden und daß sie jedenfalls der Konferenz einen neuen Impuls gegeben haben. Das Eingreifen Stresemanns ist zugleich der beste Beweis dafür, wie falsch die Kombinationen derer sind, die argwöhnen, Deutschland könnte aus den Gegensätzen zwischen England und Frankreich für sich einen Gewinn ziehen wollen. Die Aktion des Reichsaußenministers macht im Gegenteil deutlich, wie groß das Interesse des Deutschen Reiches an einer Verständigung zwischen seinen ehemaligen Gegnern auf der Haager Konferenz ist.

Aber, wie gesagt, die plötzliche Wandlung im Verhältnis zwischen Frankreich und England reicht in ihrer Bedeutung weit hinaus über diese jetzige Konferenz. Wie waren Snowdens Worte? Man müsse England in den internationalen Besprechungen den Platz zurückerobern, der seiner Stellung entspricht und den es in den letzten Jahren der Schwäche verloren hat. Englands Prestige steht auf dem Spiel! Solche Sätze finden enthusiastisches Lob drüben auf den britischen Inseln. Bis zur äußersten Rechten, bis hinüber zu Sir William Johnson-Pickens, dem jetzigen Lord Brentford, einem der erbittertesten Richards, geht der Beifall, der dem Schatzkanzler der Arbeiterregierung spendet wird. Es ist wie ein betäubendes Aufatmen, daß sich einer gefunden hat, der es den Franzosen deutlich machte. Denn Frankreich hat ja, findet man, den Hauptgewinn aus dem Krieg gezogen. Frankreich hat keine Arbeitslosen, während England so tief in dieser Sorge steckt, Frankreich macht eine Kontinentalpolitik, die an die Tage des ersten Napoleon erinnert, sammelt Verbündete, gewinnt wirtschaftliche Abmachungen mit der mitteleuropäischen Industrie, die Englands Produktionskrise steigern müssen, bedroht womöglich den britischen Weltmarkt, auf den es sich durch seine Pfunddepots Einfluß zu erwerben wußte. Nein, das neue England, das England der Labour Party wird die Willfährigkeit Chamberlains gegen dieses Frankreich nicht fortsetzen. Es wird zu einer neuen Entente der angelsächsischen Nationen gelangen, es wird die Flottenfrage mit dem amerikanischen Bruder bereinigen, es wird Deutschland gegenüber die große Geste der sofortigen Rheinlandräumung machen und den Franzosen seine Unterschrift nicht geben, ohne Durchsetzung seiner Wünsche im Haag. Briand aber? Briand hat die doppelte Sorge nun auch des Ministerpräsidenten, die Sorge wegen der Proteste aus der rechten Hälfte seiner Mehrheit, und er sucht zumindest einen Zeitgewinn, um auch die Deutschen in der Räumungsfrage hinzuzufassen und um sich hier keine Konzessionen abringen zu lassen, ehe er den Vertrag in Sicherheit hat, der ihm seine Zahlungen garantiert. Wir sehen, die Lage ist so kompliziert wie nur möglich, das Kräfteringen der großen Politik spielt in die Verhandlungen hinein, die an sich schon schwierig genug sind, und der Ausgang ist noch immer unabweisbar. Der gestrige Tag hat jedoch neue Hoffnungen erweckt, und vielleicht behalten doch noch diejenigen Recht, die trotz aller üblen Erfahrungen, trotz der zweieinhalb Wochen eines ununterbrochenen Mißvergnügens an ein Scheitern des Werkes im Haag nicht glauben wollen.

Ein amerikanischer Historiker über die Schuld am Weltkrieg.

Die Frage der Verantwortlichkeit.

Von Berthold Molden.

Wien, 22. August.

Sidney Bradshaw Fay, Professor für moderne europäische Geschichte, beschäftigt sich schon seit einer Reihe von Jahren mit dem Studium der Entstehung des Weltkrieges. Er gehört zu jenen nicht sehr zahlreichen Amerikanern, die auch in der Zeit der wildesten Propaganda an die Fabel nicht glauben, daß das nach Weltbeherrschung strebende Deutschland den Miesbrand entzündet habe, und wenn er damals schwiege, so hat er, als der Sturm vorüber war, um so deutlicher seine Meinung gesagt. Jetzt aber, da eine Fülle von amtlichen Aktenstücken, Tagebüchern, Erinnerungen und Enthüllungen vorliegt, hat er auf Grund dieses gesamten, ungeheuren Materials eine umfassende wissenschaftliche Darstellung aufgedeckt, die sich als eine der bedeutendsten Leistungen der fast schon unübersehbar reichen Kriegsliteratur erweist. Ueber diese zwei Bände („The origins of the world war“ by Sidney Bradshaw Fay, New York, Macmillan Company), von denen der erste, bis zum Mord von Sarajevo reichend, die tieferliegenden Ursachen des Krieges, der zweite die unmittelbaren behandelt, und die einen umfassenden Überblick bieten und überall vorurteillos in die letzten Beweggründe einzudringen suchen, werden die Legendenstreiber und die Verfasser halbwarter und vertuschender Darstellungen nicht mehr hinwegkommen. Die eine oder andere von Fays Ansichten mag bestreitbar sein; aber seine Arbeit ist so fundiert, daß man sich auch dabei auf Fays eigene Angaben stützen darf. In seinen Folgerungen ist er behutsam. Aber sicher und fest schließt er sein Werk mit den Worten: „Das Urteil des Versailler Vertrages, daß für den Krieg Deutschland und seine Verbündeten verantwortlich waren, ist nach dem nunmehrigen Stand der Kenntnisse unrichtig. Es sollte daher revidiert werden. Das in einigen Ländern der Entente vorbereitete Volksgefühl macht es jedoch zweifelhaft, ob eine förmliche und gesetzliche Revision jetzt durchführbar ist. Zunächst muß eine weitere Revision durch die Geschichtsforscher und durch sie in der öffentlichen Meinung kommen.“

Nach Fays Auffassung ist der Umstand, daß jeder der kriegführenden Staaten vom Kriege irgendeinen Vorteil erhoffen konnte, kein hinlänglicher Beweis dafür, daß einer von ihnen vorwiegend den Krieg herbeiführen wollte, um sie zu erreichen. Diese Nicht-Hinlänglichkeit der Beweise läßt er auch Rußland und Frankreich zugute kommen, und insbesondere glaubt er, daß einige französische Kriegsschuldforscher mit ihren Anschuldigungen gegen Poincaré zu weit gegangen seien. Tatsächlich liege, wie Fay auseinandersetzt, Poincarés Verantwortlichkeit darin, daß er, gleich Delcassé, der Allianz mit Rußland eine „potentiell-offensive“ Bedeutung gab und den russischen Ehrgeiz

auf dem Balkan unterstützte — „nicht weil er einen europäischen Krieg wollte, sondern weil er ihn für unvermeidlich hielt“; aber, indem er Rußland Versprechungen gab, trug er dazu bei, den Krieg unvermeidlich zu machen. Was Rußland betrifft, so strebte es zwar nach den Meerengen von Konstantinopel, aber, daß Sazonows Programm zur Erreichung dieser Ziele im Rahmen eines europäischen Krieges, schon die Absicht bedeutete, einen solchen zu entfesseln, sei nicht bewiesen. Er entfesselte ihn dann allerdings dadurch, daß er in den Julitagen die allgemeine Mobilisierung erzwang. Selbst panslawistisch gesinnt und seiner Ministerstellung nicht ganz sicher, dabei von ängstlicher Natur und in steter Furcht vor dem Tadel der slavophilen Presse und des Großfürsten Nikolaus und seiner Militärpartei, tat er damit vielleicht mehr als er selbst geplant hatte. Ohne die Ermordung des Erzherzogs — den nicht gewarnt zu haben, die serbische Regierung mit großer Verantwortlichkeit belastete — wäre es nach Fays Meinung wahrscheinlich nicht zum Krieg gekommen. „Der Mord veranlaßte jene rapide und verwickelte Auseinandersetzung von Ereignissen, die im Weltkrieg gipfelten und für diesen Faktor in erster Reihe der serbische Nationalismus verantwortlich.“ Rußland aber war für den österreichisch-serbischen Konflikt teilweise verantwortlich durch die häufige Ernennung, daß die serbischnationalen Einigung mit russischer Hilfe auf Kosten Oesterreich erfolgen werde.

Die Haltung Oesterreich-Ungarns.

Wie urteilt nun Fay über die Haltung Oesterreich-Ungarns? Es wußte, so sagt er, daß Rußland mit jedem Jahr stärker wurde, und man könne von keinem Staat verlangen, daß er mit gefalteten Händen dasige und seine Zerstückelung erwarte. Der Mord forderte strenge Vergeltung, sonst wäre Oesterreich als handlungsunfähig betrachtet worden... und hätte seinen eigenen Sturz beschleunigt. Er zitiert die Stelle aus einem Brief Tizias: „Schon war um unseren Hals die Schlinge geworfen, mit der sie uns im günstigen Augenblick erdroffelt hätten, wenn wir sie nicht zerschnitten.“ Dessenungeachtet spricht Fay von Berthold nur mit Tadel, im ganzen abfällig als von Sazonow, der doch das Wiener Ultimatum eigentlich erst in eine Kriegserklärung verwandelte, indem er durch das Zarentelegramm an den Kronprinzen zur Ablehnung des entscheidenden Punktes ansetzte. (Sollten nicht gewisse russische Herrschaften durch den Militärattaché in Belgrad unterrichtet, noch früher als Pasic von dem Attentatsplan gewußt und schon darum ein Interesse daran gehabt haben, eine gründliche Untersuchung zu verhindern?). Fay hält Berthold auch entgegen, daß selbst eine Lokalisierung des Krieges die österreichisch-serbische Frage nicht endgültig gelöst hätte, da eine russische Revancheaktion doch nicht ausgeblieben wäre. Darauf ist zu erwidern, daß, wenn es so stand, die Frage überhaupt unlösbar war außer durch Oesterreichs Verschwinden, wobei noch ein Krieg über das Wohin des Verjüngens ausgebrochen wäre. Vielleicht hätte sich aber, denn auch dies war nicht von vornherein ausgeschlossen, eine gesamteuropäische Verständigung mit Hilfe Englands auf Grund einer Lösung der kleinasiatischen Fragen finden lassen, die ja Rußland auch sehr am Herzen lagen. Allerdings, das damalige England war nicht geeignet zum Führer Europas. Mit Recht wird Grey von dem amerikanischen Geschichtsschreiber nicht nur sein maßloser Argwohn gegen Deutschland, sondern auch seine „Von-der-Hand-in-den-Mund-Politik“ vorgeworfen.

Der musterhaft klaren und treffenden Fayschen Darstellung der deutsch-englischen Beziehungen auch nur flüchtig zu folgen, würde zu viel Raum beanspruchen. Man liest sie mit Schmerz darüber, daß so schwere Fehler auf der einen und der anderen Seite begangen wurden. Fehler, die zahllose Menschenleben und unermessliches Gut, und die Deutschland seine Weltstellung gekostet haben. Nun reichen die beiden einander wieder die Hand, die Zeit ist dazu reif geworden. So wird sie wohl auch reif sein für die Wirkung eines Buches von Fay, das den verhängnisvollen Umahrheiten schrankenloser Kriegspropaganda mit der Ueberlegenheit des kritischen Forschers entgegentritt.

Chronikbeilage der „Neuen Freien Presse“.

Seite 10 und 11.

„Tonfilm am Broadway.“ von Arthur Rundt (New York).

„Karlsbader Saisonbrief.“ von Dr. Ludwig Karel.

„Das große Pfadfindertreffen.“ von unserem Sonderberichterstatter.

nach dem Frühstück, die andere, sobald Ihr Nachmittagsschläfchen vorüber ist — bin ich nicht wirklich bescheiden? Und Durchlaucht sollen sehen: schon nach der ersten Woche fühlen Sie sich leichter, und in vierzehn Tagen sind Sie so weit, daß wir alles übrige getrost Ihrer eigenen Wanderlust überlassen dürfen, die, nur erst einmal geweckt, Tag für Tag wachsen wird. Es ist ein Glück, das Euer Durchlaucht gerade nach Adensham gelenkt hat, dessen Heilkräftigkeit bisher ja noch gar nicht nach Gebühr gewürdigt worden ist! Ich bin eben an einer Arbeit, die, das darf ich guten Gewissens versichern!, Aufsehen in unserer Wissenschaft erregen wird, denn ich führe darin den Nachweis, daß unser in seiner Bescheidenheit arg verkanntes Adensham, so nahe von Wien, sich eines bisher merkwürdigerweise von der Wissenschaft unbeachteten voralpinen Klimas rühmen darf. Ich werde mir die Freude nicht versagen können, meine Denkschrift gleich nach Erscheinen ergebenst Eurer Durchlaucht zu Füßen zu legen. Vorderhand kann ich nur nochmals — und ich bin glücklich, mich darin mit den verehrten Wiener Kollegen völlig im Einklang zu wissen — nochmals dringend raten: Bewegung, Bewegung und wiederum Bewegung in den rauschenden Wäldern und lockenden Auen unserer gesegneten Landschaft! Suchen Sie sich, verehrte Fürstin, angenehme Begleitung, in der Sie leichte Beschwerden, die sich vielleicht anfangs gelegentlich melden werden, gar nicht achten werden — wer unter uns wäre nicht freudig bereit, mit Adenshams glorreichem Gast zu promenieren! — und wenn dann Durchlaucht nicht in drei Wochen wieder, wie wir in unserer kernigen Mundart zu sagen pflegen: pumperlgesund sind, bin ich bereit, mich öffentlich einen elenden Kurpfuscher schimpfen zu lassen!

Die Fürstin, niemals eine leidenschaftliche Fußgängerin, aber durch den entschiedenen Ton des Arztes bewogen, jedenfalls einmal zu versuchen, ob sich sein Rat nicht doch vielleicht bewähren könnte, muß nun überlegen, wer sie denn auf diesen verordneten Wanderungen begleiten soll. Sie kann sich gar nicht erinnern, jemals in einem Wald gewesen zu sein. Wald!, das klingt ja sehr poetisch; Waldheimlichkeit!, davon schwärmen die Dichter, aber es klingt doch zugleich auch un-

heimlich, es klingt irgendwie nach Karl Moor, und es fällt ihr jetzt ein: der einzige Wald, an den sie sich erinnern kann, war der von Max Reinhardt bei seinem ersten Wiener Gastspiel; die Leute waren damals ganz toll vor Begeisterung, das ganze Theater roch im Zwischenakt noch nach Pulver. Im alten Burgtheater war so was unmöglich gewesen — beim Sonnenthal wußte man, auch wenn er einen Räuber gab, immer doch gleich, daß es ja gar kein Räuber war, sondern unser liebenswürdigster Sonnenthal, bei dem man sicher sein konnte, daß alles doch immer schön in den Grenzen des Anstandes blieb! Wenn es ihr also nun einmal vom Schicksal verordnet war, sich in einen Wald zu wagen, so mußte sie sich doch für alle Fälle vorher einer zuverlässigen Begleitung versichern. Sie dachte zunächst an die Frau des Dichters, schon weil sie Spanierin war; das ist doch an sich schon romantisch. Sie war ihr gleich bei der ersten Begegnung angenehm aufgefallen, sie war guter Herkunft, hatte, zu Salamanca geboren, von Jugend auf im Kreise des mit ihrem Vater befreundeten Unamuno verkehrt, wo sie dann auch ihren Gatten, einen deutschen Schüler José Ortega, kennen lernte. Die beiden verlieben und verloben sich auf den ersten Blick, aber auf der Hochzeitsreise stirbt in Weimar der Gatte an einer Blinddarmentzündung. Die trostlose junge Witwe will sich durchaus vom Grabe des Geliebten nicht trennen, bis ihr Schwager, ein angesehenener Rechtsanwalt, sie holt und nach der Geburt eines zärtlich geliebten Postkumens zu sich nach Wien nimmt. In dessen bricht der Krieg aus, sie geht als Pflegerin in ein Feldspital, lernt hier den verwundeten Grün kennen, einen deutschen Dichter!, dieses Wort allein schon verklärt ihn, seine Bereisbarkeit bestärkt womöglich ihr erwachendes Gefühl noch, und sie meint, in dem Poeten, der zugleich ein Kriegsheld ist, den rechten Vater für ihr Kind, das doch allmählich schon der mütterlichen Führung entwächst, gefunden zu haben. Der Fürstin wird es zuweilen schwer, über die Verklärung, in der die stolze Spanierin den Slowaken sieht, nicht helllaut aufzulachen! Die Fürstin kann ihn nicht ausstehen, und ist also sehr enttäuscht, als zur ersten der ihr ärztlich verordneten Wanderungen der Brünner erscheint, seine Gattin

entschuldigend, die durch ein Unwohlsein ihres Knaben sich verhindert sieht, die Fürstin, wie verabredet war, zu begleiten, und ihr als Ersatz den unausstehlichen Pazifisten schickt. Die Tracht Prügel, mit der ihm sein erster pazifistischer Versuch in Adensham belohnt worden war, ist ihm von Herzen zu gönnen! Aber daß er dennoch, wenn auch fortan behutsamer, immer von neuem seine Friedenspredigt begann, das wieder gefiel der Fürstin; sie konnte sich das nicht verhehlen! Und er hatte doch auch vor allen anderen Einwohnern, selbst vor dem Staatsanwalt, das eine voraus, daß er anständig war, er ließ sich die größten Grobheiten sagen, ja, sie freuten ihn, er forderte sie geradezu heraus, die Fürstin nannte das eine Art Masochismus. Doch er schien darum keineswegs gekränkt oder auch nur verstimmt, es gelang ihm sogar, die Fürstin in die Defensive zu drängen. Die Fürstin sagte warnend: „Jetzt geben Sie aber acht!, denn noch ein Schritt und Sie werden in Ihrer Unverschämtheit noch behaupten, daß Gottwater ein Sadist ist!“ Der taktlose Pazifist fühlte nicht, daß die Fürstin allmählich schon die Luft an diesem Gespräch verlor, er ließ seiner Bereisbarkeit freien Lauf: „Ja, Paulus ist sogar noch was viel Aergeres, nämlich eine Mischung, eine Konfusion von beiden. Wie gewaltig überlegen steht ihm Johannes gegenüber, der erste Pazifist!“ Die Fürstin, die jetzt sichtlich von dem Gespräch genug hatte, sagte, da Grün die Zeichen ihrer Ungebuld noch immer nicht zu merken schien: „Ich möcht Ihnen doch lieber abraten, Adensham als Ihr Patmos zu betrachten, Sie könnten wieder einmal Prügel kriegen!“ Grün antwortete, sichtlich gekränkt: „Ich hätte gerade von Ihnen, Durchlaucht, am wenigsten Spott über heilige Dinge erwartet!“ „Sie rechnen offenbar vor allem sich selbst zu den heiligen Dingen?“ Er antwortete: „Darf sich nicht jeder einen Nachfolger Johannes nennen, der für Gerechtigkeit leidet?“ „Hums!“ sagte die Fürstin, „und damit ist glücklich wieder einmal Ihr Stedienpferd gefaltet!“